

Der Sou vom Franc.

Sittenstudie von Paul Hellwig-Paris.
(Nachdruck verboten.)

Vor kurzem ist in diesen Blättern eine anregende Plauderei erschienen, deren Schlussatz in der Behauptung gipfelte, daß Paris ohne Frage als diejenige Stadt anzusehen sei, in der das Trinkgeldwesen seine üppigsten Blüten treibe. Dem muß der Schreiber dieser Zeilen aus eigener Anschauung aus vollem Herzen beistimmen. Das Trinkgeld hat sich in dem großen Vabel an der Seine allmählich zu einer schweren Steuer ausgewachsen, die gleich den vom Staat seinen Unterthanen auferlegten indirekten Abgaben bei jedem Schritte den man macht, zu allen Zeiten und Stunden des Tages Sou um Sou verschlingt.

Indes waltet gleichwohl zwischen beiden ein Unterschied ob. Hat einmal der Fiskus von Zucker und Kaffee seine Procente erhoben, so giebt er sich damit zufrieden und vergißt dem Konsumenten nicht weiter den Genuß der theuer erkaufte Waaren. Nicht so bei der Trinkgeldsteuer. An sämtlichen 360 Tagen des Jahres streut man in kleinen Portionen nach rechts und links seine Schillinge aus, doch nur, um am 1. Januar sie addiren und als Gesamtsumme auf seine Erlegen zu müssen. Hat man in die Büchse des Kassenführers drei Mal die Woche, so oft man sich nur den Bart „machen“ ließ, seine 10 Centimes gethan, wird er sich nichts desto weniger äußerst enttäuscht fühlen, sofern er die „Gentilität“ seines Kunden nicht mindestens mit 5 Francs für den Neujahrstag bewertigen kann. Erscheint man im Januar das erste Mal in einem Café, einem Restaurant, wofür man ein Glas Bier genommen, unterläßt es der Kellner nicht, einem in liebenswürdigster Weise eine mit Band geschmückte Zigarre zu überreichen, worunter zu verstehen ist, daß man als Stammgast betrachtet und aufgefördert wird, den kleinen Verpflichtungen dieser Würde nachzukommen. Bei keiner Volksgemeinschaft hat der Respekt vor erworbenen Rechten so tiefe Wurzeln geschlagen, als bei den Parisern. Jeder Dienst, der im Laufe des Jahres bezahlt wurde, wird sorgsam gebucht, und am 1. Januar findet sich der ganze Trupp der Trinkgeldbewerber mit dem durch frühere Gaben gewährleisteten Ansprüche an die Freigebigkeit des Spenders bei diesem ein. Allein der zu bezahlende Dienst giebt es in Paris gar viele, und wer sich sowohl mit einigem Komfort, als auch einem gewissen Prestige umgeben will, kann leicht in die Lage kommen, über eine beunruhigend große Schaar von Bajallen, die nicht Tribut erlegen, wohl aber erheben, Fervor halten zu müssen. Das Trinkgeldsystem ist ein auf höchstem und breitestem Fundamente aufgebaute Grundpfeiler des modernen Pariser Gemeinwesens.

Vor Allem ruhen die Haushaltungen auf demselben. Um sich trotz der gewaltigen Konkurrenz Kunden zu verschaffen, haben sich die verschiedensten Pariser Viktualienhändler — Metzger, Bäcker, Gewürzkrämer u. s. w. — der genialen Idee bemächtigt, die Dienstleute durch Gewährung von Procenten an den gemachten Einkäufen heranzuloden und festzuhalten. Das ist eine große Institution, genannt „der Sou vom Franc“. Das Mädchen läuft z. B. um 20 Sous (100 Centimes) Fleisch; um sich für ihre Kundschaft dankbar zu erweisen, berechnet ihr aber der Fleischhauer nur 19 Sous. So nimmt sich das Prinzip, auf seine einfachste Form zurückgeführt, aus. Selten jedoch bleibt man auf dieser ersten Stufe stehen. Das Primitive vertritt sich nun einmal schwer mit Pariser Verhältnissen. Da er sich wohl liebenswürdig zu zeigen, doch nicht seinen Sou zu verlieren wünscht, liefert der Schlächter nur für 90 Centimes Fleisch, und das Mädchen thut, unter der Bedingung, daß auf der Rechnung 1 Franc 10 Centimes verzeichnet werden, als merke sie es

nicht. Diese Anordnung hat sich in der Seinestadt seit lange so fest eingebürgert, daß es Niemand einfällt, sich dagegen aufzulehnen. Bei Aufnahme eines Dienstmädchens wird gewöhnlich bei der Lohnbesprechung auch konstatiert, daß natürlich auf den Sou vom Franc zu rechnen ist. Wo es keinen solchen giebt, nimmt ein Mädchen überhaupt keinen Platz an. In der todten Saison aber, oder wenn die Stellensuchende lange ohne Dienst war, kann es geschehen, daß sie sich willig zeigt, auf ein Kompromiß einzugehen, demzufolge die Herrschaft die Waaren direkt beim Lieferanten bezieht, die Frau jedoch dem Mädchen die üblichen fünf Prozent der Einkaufssumme selbst auszahlt. Ganz auf den Sou vom Franc zu verzichten, dazu läßt sie sich indes niemals herbei. Er ist ein geheiligtes Prinzip, dem sie ohne Verletzung ihrer Standespflichten nicht untreu werden kann.

Allein diese Dienstmädchen-Gewinntheile bleiben nicht immer in so bescheidenen Grenzen, sondern erfahren eine sehr erweiterte Anwendung. Wünscht die Herrschaft eine Flasche Cognac zu 6 Francs, so kommt das Mädchen mit dem Weinhändler überein, ihr einen solchen, „der um nichts schlechter ist“, zu 4 Francs zu überlassen. Da aber nun einmal diese Herrschaften so albern sind, sich einzubilden, die Waaren wären besser, wenn sie mehr kosteten, verlangt sie, daß die Rechnung nichtsdestoweniger auf 6 Francs laute. Die erfahrene Hausfrau, die wohl weiß, daß in Paris gute Butter unter dreieinhalb bis vier Francs das Pfund nicht zu haben sei, trägt ihrem dienstbaren Geist auf, von dieser Qualität zu kaufen. Doch dem Geschmade des Mädchens entspricht auch die zu zweieinhalb Francs, es findet es zweckmäßiger, den restierenden Franc in die eigene Tasche gleiten zu lassen; ja, hat es im Augenblicke gerade besonderen Bedarf an Kleingeld, so läßt sich auch unschwer durchführen, ein viertel oder ein halbes Pfündchen bei Seite stellen zu lassen, und es der Frau den nächsten Morgen nochmals zu verkaufen. Bei Kohlen und ähnlichen Artikeln, bei welchen der Preis keinen gar großen Schwankungen unterliegt, hält man sich dadurch schadlos, daß man 40 Kilogramm kauft, und 50 berechnet. Bei Allem hingegen, was auf der Straße von den herumwandernden Händlern gekauft wird, wobei jede Kontrolle unmöglich ist, fließen die Sous in noch reichlicherer Menge ein. Das Huhn, welches die Magd selbst mit 3 Francs bezahlt, wird von ihr im Haushaltungsbuche auf verschiedenartige Weise taxirt, je nach der Herrschaft, bei der sie eben bedient ist. Handelt es sich um einen älteren Haushalt, wo sich annehmen läßt, daß seit Jahr und Tag eine genügende Anzahl von Geflügel verzehrt wurde, um in der Hausfrau eine Idee seines Preises aufzudämmern zu lassen, wird sie ein Huhn nicht leicht höher als zu 4 Francs bewerten; bei einem jungen Paare hingegen, das sich eben erst häuslich niedergelassen, trägt sie kein Bedenken, 6 und 7 Francs zu fordern, und hat sie gar mit einer reichen Amerikanerin zu thun, erreicht das kleine, gefiederte Thier einen Werth von 10 Francs.

Vom Laden des Metzgers und Viktualienhändlers seinen Ausgang nehmend, hat dieses Sou-System immer weiter um sich gegriffen, und es kann nun überhaupt kein Kauf in Paris vor sich gehen, ohne daß es zur Anwendung käme. Auf den Rechnungen der Modenhändlerin und Näherin, des Schneiders und Schuhmachers bilden diese Sous eine ständige Rubrik, und werden sie auch nicht als besondere Posten angeführt, so finden sie sich doch in der Hauptsumme mit eingerechnet. Gegen den Sou vom Franc giebt es kein Wehren; die Institution ist allzu vortrefflich organisiert. Selbst jene Herrschaften, die noch nicht zu der Erkenntnis gelangt sind, daß man in Paris stets den Kürzeren zieht, wenn man sich gegen Brauch und Sitte aufzulehnen versucht, und den Fleischbedarf ihres Hauses selbst kaufen und bezahlen, erreichen damit nur, daß der Durche, der das Fleisch zuträgt, zu-

gleich auch der Köchin ihre Sous überbringt. Als Jemand dem Metzger mit Entschiedenheit bedeutet, er würde sich die Kundschaft verschmerzen, falls er den Mißbrauch mit den Sous nicht abstelle, erklärte er rund heraus, lieber auf diese verzichten zu wollen, als „ordnungswidrig“ zu verfahren.

Nachdem sich das Trinkgeldsystem solcher Art auf dem Untergrunde der Haushaltungen eine feste Burg errichtet hat, ist es zu immer weiteren und weiteren Eroberungen im Pariser Gemeinwesen geschritten. Das Dienstmädchen bringt dem Metzger ihre Herrschaft als Kunde und erhält dafür ihrer Sou vom Franc; die Herrschaft ihrerseits führt ihre Bekannten anderen Mitbürgern, die sich einen Nutzen von demselben versprechen, zu, und auch für jede derartige Ausführung wird nach Pariser Sitte die Entschiedenheit in klingender Münze ausgedrückt. Da ist kein Freund zu intim, kein Verwandter zu nahe, als daß man ihn nicht als gutes „Provisions-Objekt“ ansehen sollte, wenn sich Gelegenheit bietet durch ihn ein kleines Trinkgeld zu verdienen. Schickt der Arzt seine Patienten zum Bandagisten oder Instrumentenmacher, thut er es nicht umsonst. Mit dem Glückwunsch aus Anlaß des Jahreswechsels empfängt er über Alles, was seine Empfehlungen bei den Betreffenden gekauft haben, einer genauen Rechnungsausweis, dem zugleich auch eine Anweisung auf die ihm zukommende Provision beigelegt ist. Der Pariser, der einen guten Freund bestimmt, in den von ihm bewohnten Hause eine leerstehende Wohnung zu nehmen, begiebt sich ganz gewiß zum Hausherrn und verlangt seine Procente für die Empfehlung. Hat der Marquis oder Baron Soundso die Verwandten, die von ihren Provinzschwestern nach Paris kommen, um daselbst Einkäufe zu besorgen, in den großen Magazinen umhergeführt, findet es sich Tags darauf bei den betreffenden Kassen ein, um seiner Sou vom Franc zu erheben.

Das verbesserte „Trinkgeldsystem“ muß auch aus der Noth helfen, wenn „Madame“ mit ihrem Radelgeld nicht auskommt. Sie kauft z. B. in einem Geschäft, in dem man mehr Gewicht auf die Billigkeit als auf die Qualität der Waare legt, einen Wintermantel um hundert Francs. Sie fordert zwar nicht, wie ihr Dienstmädchen, den Sou vom Franc — womit sie auch gar nicht ihr Auslangen fände — sondern sie zieht es vor, statt dessen zur Präsentation an der Kasse ihres Mannes eine auf 150 Francs lautende Rechnung ausstellen zu lassen, eine Summe, welche der Mantel werth sein könnte, sofern seine Solidität dem Aussehen entspräche. In den großen Neuheiten-Magazinen mit ihren zahlreichen Reklame-Ausverkäufen glaubt das Damen-Publikum vorzügliche Gelegenheit zur Vorschlägen der oben geschilderten Art zu finden; sie werden zwar dort mit solchen Anträgen unerbittlich abgewiesen, aber die häufige Wiederholung derselben thut zur Genüge dar, daß man bei anderen Pariser Modenhändlern solcher Unzugänglichkeit nicht begegnet. Wenn auch noch die Söhne und Töchter der Pariser gelernt haben werden, ihrerseits ähnliche Procente am Papa zu verdienen, wie sie heute den Dienstleuten und der Frau Gemahlin erlegt werden, dann ist der Sieg des Trinkgeldsystems ein vollständiger. Allein schon jetzt ist seine Herrschaft eine derart allgemeine und festingewurzelte, daß keine Verschwörung, keine Revolution diesen Tyrannen des „freien Paris“ von seinem Throne zu stürzen vermag.

Künstliche Blumen und Palmen.

Zweige für Spiegel und Bilder. Modellen billig.
B. V. Sanien, Langgasse 4, 1. Stod.

Schuhe und Stiefel

werden angefertigt und besetzt in altbekannter Güte und in kürzester Zeit
Schild: Weißer Schuh, Walramstr. 18.

Trauringe Goldwaaren u. Uhren

in massiv Gold von 5 M. an.

durch Ersparniß hoher Ladenmiete zu äußerst billigen Preisen.

Fritz Lehmann, Juwelier.

Langgasse 3, 1. Stiege, kein Laden, Langgasse 3, 1. Stiege.

Beschäfts-Empfehlung.

Unterzeichneter empfiehlt sich, gestützt auf langjährige, praktische Erfahrungen, einem hiesigen wie auswärtigen Publikum, besonders den Herren Baumeistern zur Ausführung

aller fenerungstechnischen Anlagen,

wie Dampfkesselfenerungen, Dörranlagen, Bäckerei-Einrichtungen, Conditoröfen, Herde etc.,

(Spezialität) Bäckerbacköfen (bewährtes System).

Dieselben werden von mir, namentlich was das Gewölbe betrifft, gut technisch, sauber und praktisch, bei gutem Schweiß, lebhaftem Zug, Brennmaterialersparniß und billiger Berechnung aufgeführt.

Reparaturen aller Art schnell und billig.

Keinen Rand mehr!

Gedächtnisworte

Wilhelm Stolz, Feuerungsmaurer.
Wiesbaden, Mainzerlandstraße 41.

Tapeten

und Borden verkaufe wegen Lager- und Bodenwechsel von jetzt bis Ende September

mit 20% Rabatt.

Tapetenhaus
Robert Wetz,
22 Ronisenstraße 22,
vis-à-vis der Reichsbank.

Aerztlich empfohlen.

Ovos

Pflanzenfleisch-Extrakt
ist bedeutend nahrhafter
und die Hälfte billiger, als
alle Fleisch-Extrakte;
verstärkt Bouillon, Suppen, Saucen,
Gemüse etc. Erhältlich in allen
Colonial-, Delikatess-, Drogerie-
und einschlägigen Geschäften.
Eiweiß-Extrakt-Kompagnie, G. m. b. H.
Berlin N. 56, Stargarderstraße 50.

Ehrenpreis u. Goldene Medaille Berlin 1902.

Ihre Majestät die Kaiserin kaufte „Ovos“ für die Pflegestationen der Diakonissenwestern.

Hauptverkaufsstelle in Wiesbaden bei:

E. M. Klein, Kl. Burgstrasse 1, Tel. 663.

4 Pfg. Neue Heringe u. 6 Pfg.

90 Pfg. Pfd. Neue Sardellen 90 Pfg.
75 " " Alte Sardellen 75 Pfg.
35 " " Neue Sardinen 35 Pfg.
der Fischen M. 1.90 und M. 1.50.

im Altstadt-Consum Metzgergasse 31.

878

Großer Kartoffel-Abschlag!

Haiger per Apf. 20 Pfg., per Ctr. M. 2.30, gelbe per Apf. 28 Pfg., per Ctr. M. 3.00, Magnum bonum per Apf. 26 Pfg., per Ctr. M. 2.80 frei Haus. Telefon 2165.

C. Klehner, Beilbiter, 27. Ecke Hellmündstr. Adlerstr. 31.

Möbel u. Betten

gut und billig auch Zahlungs-
erleichterungen, zu haben,
A. Leicher, Adelsheidstraße 46.

Einladung zum Abonnement:

Das

Casseler Tageblatt u. Anzeiger

49. Jahrgang

ist die älteste, umfangreichste und gelesenste der in
Cassel erscheinenden Zeitungen. Dasselbe erscheint

zweimal täglich

in einer Morgen- und Abend-Ausgabe. Letztere
bringt in ausführlichen Telegrammen, Couriers u. dergl.
alles Neue und Wichtige vom Tage.

Der Bezugspreis beträgt 3 Mark für das
Vierteljahr, Bestellungen sind bei den nachfolgenden
Postanstalten zu bewirken.

Anzeigen finden durch das „Cas-
seler Tageblatt und
Anzeiger“ die größte
Verbreitung und werden mit 20 Pfg. für die Zeile
berechnet.

Die Abonnenten erhalten mit jeder Sonntagsnummer
„Die Plauderstube“, ein durch seinen satirisch-humoristischen
Inhalt allgemein gern gelesenem Unterhaltungsblatt; ferner
am 1. Mai u. 1. October jeden Jahres einen Placat-
Fahrplan, sowie ein vollständiges Eisenbahn-Fahrplan-
buch in Taschenformat, außerdem am 1. Januar einen
in Farbendruck ausgeführten Wandkalender. 4908



Auf der Bühne des Lebens.

Roman von Max von Weizenthurn.



Vorlesung.

Nachdruck verboten.

XXII.

Ein Sieg.

Die ganze Nacht über fiel der Schnee und bedeckte die blattlosen Bäume mit seinem weißen Mantel.

Es war bereits spät in der Nacht, als Barbara erst Lady Rose verließ und geräuschlos durch die Gänge dahingleitend, die Zimmer betrat, welche sie seit ihrer Anwesenheit auf dem Schlosse inne hatte. Die Lampen waren bereits tief herabgebrannt und beleuchteten nur matt die zarte Gestalt, welche sich leise vorwärts bewegte.

Tiefe Stille herrschte in dem Gebäude; der gesammte Haushalt hatte sich längst zur Ruhe begeben, nur Frau Fairfax und Barbara waren bei Lady Rose geblieben, die endlich erschöpft eingeschlafen war. Die Haushälterin bestand nun darauf, daß ihre junge Gebieterin ebenfalls die ihr so nöthig Ruhe suche, während sie allein bei der Kranken wachen wolle.

In Barbara's Zimmer brannten die Wachsterzen, welche man gegen Abend angezündet, noch immer hell und ein angenehmer Duft durchwehte die Räume. Ohne die behagliche Eleganz derselben auch nur eines Blickes zu würdigen, sank Barbara vor dem offenen Kamin auf einen Sessel nieder und wärmte ihre eiskalten Hände an der erlöschenden Gluth desselben.

Endlich war sie allein, frei, zu denken und ihre wirren Gedanken zu sammeln. Ihr Kopf schmerzte intensiv und ihre Pulse schlugen unruhig. Die Ereignisse der letzten beiden Tage hatten sie des letzten Restes ihrer Fassung beraubt. Sie sah im Geiste die kleine Dilettantenbühne wieder vor sich; sie durchlebte nochmals die ganze Vorstellung; dann wieder sah sie Nichts als einen halbdunklen Raum und in diesem, auf dem Boden liegend, das starre Antlitz des Himmels zugewandt, die leblose Gestalt ihres Feindes. Und nun sah sie sich in einer kostbaren, schillernden, weißen Robe in den Ballsaal eintreten, wo ihr Erscheinen allseitige Bewunderung hervorrief, die sie veranlaßte, mit einer Leidenschaft zu tanzen, die mit ihrem ganzen übrigen Wesen in keinerlei Einklang stand. Wie ein Traum erschien ihr die Zeit, bis endlich hierauf der Augenblick gekommen war, in welchem sie die Einsamkeit ihres Zimmers hatte aufsuchen dürfen, ohne jedoch in demselben die Ruhe finden zu können, deren sie so dringend bedurfte. Und dann war die Stunde gekommen, in welchem eine grauenvolle Nachricht das Haus erschütterte; sie hatte die ohnmächtige Gestalt Lady Rose's in ihren Armen gehalten und als diese wieder zu sich kam, hatte sie ihr Trost zugesprochen, so gut sie es vermochte.

Barbara schlug die Hände vor das Gesicht, um die Visionen zu bannen, welche sie peinigten, jene Visionen, welche alle Qual sie noch einmal durchleben ließen.

Keine Thräne der Erleichterung trat in ihre Augen, dieselben brannten wie Feuer; ihre Schläfe pochten so heftig, daß sie den physischen Schmerz, welchen dies ihr verursachte, kaum länger ertragen zu können glaubte; ruhelos stürmte sie im Gemach auf und nieder. Was sollte, was mußte sie thun?

Ihr Geheimniß war jetzt vor jeder Entdeckung sicher; sie brauchte weder diese, noch die aus derselben hervorgehende Schmach zu fürchten. Sie konnte ihren Rang und ihre Stellung

behalten, Niemand hinderte sie, den Grafen von Keith zu heirathen, die Herrin seines Herzens und seines Heims zu werden. Sie brauchte nicht mehr Angst zu haben, daß man den Reichtum und Luxus, welcher sie umgab, von ihr nehmen würde; Walter Bryant's Tod gab ihr die volle unumschränkte Freiheit wieder. Sie hatte Nichts mehr zu fürchten, Nichts, als ihr eigenes Gewissen, ihr Gewissen, welches sie unaufhörlich quälte, daß es ihre Pflicht sei, trotz Allem die Wahrheit zu offenbaren, nun sie selbst dieselbe kannte. Aber war das nicht gleichbedeutend mit dem Todesstoß, den sie sich mit eigener Hand versetzte?

Wenn sie redete, wenn sie Alles sagte, dann — darin täuschte sie sich keinen Moment, dann mußte sie Alles dahingeben, was in ihren Augen dem Leben Werth verlieh; die beschützende, väterliche Zuneigung des Grafen, die Liebe ihres Verlobten, mit einem Schlage würde sie Alles verlieren. Seit dem Zwiegespräch, welches sie nach der Theatervorstellung auf Schloß Darley mit Graf Keith gehabt, war sie sich vollkommen darüber im Klaren, daß seine Liebe den Makel ihrer Geburt nicht übersehen könne. Ihre Schönheit, ihr Zauber, ja, selbst ihre Liebe zu ihm, mußten ihre Macht über ihn verlieren, sobald er die Wahrheit erfuhr, die Wahrheit, von welcher Herkunft sie sei. Entweder sie mußte schweigen oder sie mußte sich darauf gefaßt machen, ihrer Liebe zu entsagen, auf immerdar.

Und so nahe winkte ihr bereits das Ziel, welches ihr Herz höher schlagen lassen in den Tagen des Glücks. Die zur Trauung festgesetzte Zeit war nicht mehr fern; die Hochzeitsceremonie sollte mit all jenem Pomp gefeiert werden, welche der Nichte und Erbin des Grafen von Elsdale zukam. Seit Monaten bereits hatten die bedeutendsten Firmen der Residenz die nöthigen Aufträge zu der glanzvollen Aussteuer erhalten, mit welcher der Oheim sie bedenken wollte. Ein Zurückgehen dieser projektirten Verbindung, welche in den weitesten Kreisen bekannt war, mußte die ganze Gesellschaft in Aufruhr versetzen und alle Welt würde davon reden, bis man die wirkliche Ursache kannte, welche die Lösung dieses Verlöbnißes veranlaßt hatte; man würde weder rasten noch ruhen, bis die Wahrheit im Munde Aller war und wie, wie sollte sie das ertragen?

Ein Schmerzensschrei entrang sich ihren Lippen; es würde so unendlich viel leichter gewesen sein, zu sterben, als jener Zukunft entgegenzugehen, welche ihr nach aller menschlichen Voraussicht bevorstand. War aber nicht selbst eine so qualvolle Zukunft, wie jene, welche sie sich vorstellte, leichter hinzunehmen, als das Bewußtsein, diejenigen, welche sie so innig liebte, durch ihr Schweigen unangesehnt zu betrügen und zu hintergehen?

Ein paar Tage lang hatte sie wirklich in dem Wahn gelebt, daß sie im Stande sein würde, dies zu vermögen; sie hatte sich einem Taumel von Vergnügungen hingegeben, nur um zu vergessen; sie hatte sich Blanche Derriat's spöttisches Lächeln vor die Seele gezaubert, sie hatte sich zu dem Glauben gezwungen, daß sie durch Betrug jenen Platz in der Gesellschaft würde behaupten können, welchen sie bis nun inne gehabt. Jetzt aber wußte sie, daß dies unmöglich sei.

Reichthum ließ sich vielleicht durch Lüge erkaufen, aber Bleie nicht. Nein und tausendmal nein! Ach, es war ein furchtbares Opfer, das sie bringen sollte, und noch nie hatte sie Das, was ihr zu Theil geworden war, so hoch gehalten, als jetzt, da sie Allem freiwillig entsagen sollte.

Das rasche Auf- und Abgehen in ihrem Zimmer hatte sie erschöpft; wie gebrochen unter dem physischen und seelischen Druck, der auf ihr lastete, sank sie auf das Sofa nieder und endlich kamen jetzt die erlösenden Thränen, welche dem Glück galten, das sie so grausam verlieren sollte.

Arme Barbara!

Trotz des namenlosen Wehes, das ihre Seele gleichsam zerriß, war sie der Liebe und der Hochachtung edler und guter Menschen nie so würdig gewesen, als in dieser Stunde, da nach hartem Kampfe sie den Sieg über sich selbst davontrug, den Sieg über sich selbst, der sie den unerschütterlichen Entschluß fassen ließ, die volle Wahrheit zu bekennen.

Das Tagesgrauen brach an; noch immer lag Barbara in ihrem Sessel. Die Kerzen waren erloschen, das Feuer war ausgegangen. Jetzt erhob sie sich langsam und strich das Haar aus der Stirn zurück.

Sie war ruhiger, wenn auch noch immer sehr bleich. Der Kampf war ausgerungen und Alles, was an Ebsinn in ihr lebte, war zu neuem Leben erwacht; ihre Wahrheitsliebe war eingeschlummert, während sie von Luxus und Reichthum umgeben gewesen; eingeschlummert, aber nicht erloschen.

Das Ehrgefühl und die Rechtschaffenheit, welche Markus Robson ihr eingepflanzt hatte, waren mit erneuter Kraft wach geworden in ihrer Seele.

Jetzt wußte sie, daß sie nicht mit Lüge und Verstellung weiter leben konnte, daß sie Alles darüber offenbaren mußte und sollte sie auch Alles darüber verlieren. Nein, sie mußte, sie wollte sprechen; zuerst sollte Graf Elsdale Alles wissen und dann Eberhard.

„Es ist am besten so!“ murmelte sie leise vor sich hin. „Es muß sein und sollte es ihm und mir das Herz brechen!“

XXIII.

Stumme Zeugen.

„Schneit es noch?“

„Ja, Mylady.“

„Wissen Sie nicht, wo Fräulein Hatton ist?“

„Nein, das gnädige Fräulein ist gestern Abend sehr lange bei Mylady geblieben.“

„Ist kein Telegramm des Grafen von Cheveley angekommen?“

„Nein, nicht daß ich wüßte.“

„Dann mögen Sie sich jetzt entfernen, meine gute Parter“, sprach Lady Rose zu ihrer vertrauten Kammerfrau; „aber sobald irgend eine Kunde kommt, müssen Sie mir Mittheilung davon machen.“

„Gewiß, Mylady“, erwiderte die ältere Frau, indem sie sich nach einer tiefen und ehrfurchtsvollen Verbeugung entfernte.

Es war beinahe zwei Uhr und der Schneefall, welcher seit dem vergangenen Tage nur für kurze Augenblicke inne gehalten, ging mit erneuter Stärke nieder; weiß und makellos lag eine schneeige Decke über der Gegend.

Einige Stunden ruhigen Schlafes hatten Lady Rose einigermaßen erfrischt, obschon ihre Nerven noch immer stark erschüttert waren. Bisher hatte ihre Existenz kein Schatten dauernd verdunkelt.

Als einzige Tochter, um viele Jahre jünger, als ihr Bruder, war sie ihr ganzes Dasein hindurch verwöhnt und geliebt worden. Sie heirathete in jungen Jahren einen Mann, der um Vieles älter war, als sie, der fortfuhr, sie zu verwöhnen, für welchen sie aufrichtige Hochachtung empfand, der aber in ihrem Leben keine Beere zurückließ, als der Tod ihm nach mehrjähriger Ehe die Augen schloß.

Bis nun hatte sie eine Schmetterlingsexistenz geführt; um so niederschmetternder hatte das furchterliche Ereigniß auf Schloß Darley sie getroffen. Mit aller Ueberwindung würde sie nicht im Stande gewesen sein, sich zu beherrschen, Angesichts des grauenvollen Entsetzens, welches sich ihrer bemächtigt hatte. Selbst jetzt noch schauderte sie, wenn sie der Tragödie gedachte, welche sich in ihrem Hause abgespielt hatte, und ein tiefer Aehenzug der Erleichterung, dem ein lebhafter Auf der Freude folgte, entrang sich ihr, als sich die Thür öffnete und Barbara auf der Schwelle erschien.

Das junge Mädchen war einfach gekleidet, so einfach, wie Lady Rose sie nie gesehen hatte, aber sie sah hübscher aus, denn je zuvor. Die langen Falten ihres weißen Kleides fielen schmutzlos zur Erde. Auch um den Hals trug sie keinerlei Verzierung; nur an ihrer weißen Hand leuchtete der Verlobungsring des Grafen von Keith.

„Barbara!“ sprach Lady Rose erfreut, indem sie dem jungen Mädchen beide Hände entgegenstreckte.

Barbara trat hinzu und kniete vor dem Sofa, auf welchem die Freundin lag, nieder.

„Dir ist wohl?“ fragte sie sanft. „Dir ist wirklich wohl?“

„O, ja, viel wohl, Barbara; aber Du, was ist Dir? Ich fürchte fürwahr, ich habe Dir selbstthätig alle Nachtruhe geraubt. Du bist so weiß, wie eine Lilie!“

„Bin ich das?“ fragte Barbara lächelnd.

„Ja, aber dennoch siehst Du so lieblich, so anmuthig aus, daß ich nur bedauere, daß Eberhard Keith nicht da ist, um Dich umarmen zu können, wie ich es jetzt thue!“

Es lag etwas Willenloses darin, wie Barbara die Liebtosung hinnahm; sie war erbebt, als der Name ihres Verlobten an ihr Ohr tönte.

„Willst Du Dich nicht ein wenig niederlegen, Liebste?“ fragte Lady Rose besorgt.

„Ich bin nicht müde“, entgegnete das junge Mädchen, mit dem Versuch, zu lächeln. „Der Onkel war so gütig mit mir, daß mich dies mehr belebte, als das sorgfältigste Ausruhen es vermöchte.“

„Er hat Dich sehr gern, Barbara!“

„Ich habe bis heute nicht geahnt, wie gern“, erwiderte das Mädchen, nur mit Anstrengung die Thränen zurückdrängend, welche ihr ins Auge traten.

„Er kann Dich nicht lieber haben, als ich“, versetzte Lady Rose ernst. „Wie soll ich Dir für die große Treue danken, mit der Du Dich mir widmetest? Wie hast Du es nur so ruhig ertragen können? Als Cheveley eintrat und es uns mittheilte, da war es mir, als sähe ich das Ganze lebendig vor mir, und das erschreckte mich so sehr, daß ich ohnmächtig ward. Was dann geschah, ich weiß es nicht. Das jedoch erinnere ich, daß ich mir selbst während meiner Ohnmacht Deiner Gegenwart halb und halb bewußt gewesen bin und daß dieses Bewußtsein mir eine Beruhigung gewährte, die mir die Lebenskraft zurückbrachte.“

„Wozu Dich durch diese peinlichen Erinnerungen quälen?“ fragte Barbara sanft. „Du machst Dich damit nur nochmals krank.“

„O nein, im Gegentheil, ich fühle mich weniger geängstigt“, entgegnete Lady Rose, indem sie die Augen schloß. „Der Gedanke ist so entsetzlich, daß, während wir noch fröhlich tanzten, jener Unglückliche vielleicht schon todt in unserer Nähe lag, ohne daß wir es ahnten!“

Barbara zuckte zusammen, wie unter einem Schwertstreich, aber nicht vor den Worten Lady Rose's, sondern vor der Stimme in ihrem Innern, die ihr zurief: „Du — Du hast es gewußt!“

„Wer es nur gethan haben mag?“ fuhr Lady Rose fort. „Armer Bryant! Er war so heiter, so geistreich und liebenswürdig, daß man sich gar nicht vorstellen kann, wie er dazu gekommen sein soll, einen erbitterten Feind zu haben. Und wenn man bedenkt, daß, während so viele Menschen in der Nähe waren, er doch einsam und allein gestorben ist!“

Barbara war neben Lady Rose's Ruhebett auf die Knie gesunken; ihre Augen waren groß und starr auf die Flammen gerichtet, welche in dem offenen Kamin brannten.

„Es muß für Dich gestern eine furchterliche Fahrt gewesen sein vom Schloß Darley herüber, Barbara. Ich besinne mich kaum auf Etwas und Du hattest allein alles Unangenehme zu tragen.“

„Herr Sinclair begleitete uns, wie Du ja weißt; er war sehr umsichtig und auf Alles bedacht“, bemühte Barbara sich, zu erwidern.

„Ich erinnere mich, daß er sehr freundlich und theilnehmend war“, versetzte Lady Rose. „Er ist mir immer sehr sympathisch gewesen und in Dich, Barbara, ist er rasend verliebt!“

„In mich verliebt?“ wiederholte das junge Mädchen bestürzt.

„Natürlich ist er das; Du magst so überrascht aussehen, als Du nur willst, meine Beobachtung ist die richtige und ich täusche mich ganz gewiß nicht. Ich begreife auch nicht, weshalb Du darüber so erstaunt bist! Herr Sinclair ist ein junger Mann und Du bist ein Mädchen von seltener Schönheit. Da er außerdem einer guten Familie entstammt, so hält er zweifellos eine Verbindung für keine zu große Mißheirath.“

„Für keine zu große Mißheirath?“ sprach Barbara mit fremdartig klingender Stimme nach. „Wenn er, wie Du behauptest, mich liebt, wird er vielleicht keine Ungleichheit zwischen uns sehen; ich aber, die ich die Augen offen habe, ich bemerke dieselbe.“

„Natürlich, und sie läßt sich ja auch nicht in Abrede stellen; er ist nun einmal Deines Onkels Sekretär, und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so bist Du ja doch mit dem Grafen von Keith verlobt und sollst bald seine Gemahlin werden.“

(Fortsetzung folgt.)



Vorsicht vor den Fliegen.

Daß die Fliegen für Leben und Gesundheit der Menschen, besonders in Epidemiezeiten, recht gefährlich werden können, steht zweifellos fest. Die Fliegen sind die vertrauten Genossen des Menschen in Wohnstube und Speisekammer, wodurch reichliche Gelegenheit zur Uebertragung aller möglichen Krankheiten gegeben ist; daher Vorsicht vor ihnen, besonders vor der lästigsten Art, der Hausfliege. Schon im Fliegen rafft sie eine Menge von mikroskopischen Parasiten auf, die sich auf den feinhaarigen Stellen ihres Körpers ansetzen. Wenn die Fliegen sich irgendwo niederlegen — und dank der Saugplättchen ihrer Füße können sie sich überall festhalten, selbst an den glatteiten Gegenständen — so scharren und kratzen sie mit ihren Vorderfüßen alle in ihren Bereich kommenden Parasiten zusammen und verzehren sie mit ihrem Saugrüssel; ihre Füße sind die schönsten Bazillenfänger, die man sich denken kann, und die sorgfältigen Versuche, die man neuerdings in verschiedenen Laboratorien angestellt hat, haben den Verdacht über alle Zweifel gehoben, daß alle möglichen Keime sich zur Verbreitung durch die Fliegen eignen. Namentlich in Cholerazeiten ist die übertragende Wirkung der Fliegen besonders zu fürchten, aber auch Pocken, Masern, Scharlach, manche Fälle von Brand und bössartigen Pusteln sind gewiß schon von Fliegen übertragen worden.

Bei ihrem stets regen Appetit suchen und finden die Fliegen überall die mancherlei ansteckenden Stoffe: sie bemächtigen sich der Eier des Bandwurms und der Trichinen ebenso gern wie der Sporen des Grindes; sie naschen an den thierischen Excrementen wie an dem vegetabilischen Schimmel; dann fliegen sie, behaftet mit allerlei giftigen Keimen fort und setzen sich auf unsere Haut oder auf die Speisen, die wir eben verzehren wollen. Unsere Hausfliege hat nach neueren Untersuchungen sehr oft den Tuberkelbazillus im Leibe; sie hat ihn auf den Auswürfen von Lungenschwindsüchtigen aufgefressen, für die sie eine gewisse Vorliebe zu haben scheint. Man schreibt auch die ägyptische Augenentzündung theilweise der Thätigkeit der Fliegen zu. Robert Koch hat ausdrücklich anerkannt, daß die Fliegen im Stande sind, die asiatische Cholera zu verbreiten, eine Annahme, welche durch die Versuche eines Hamburger Arztes vollständig bestätigt wurde.

Wodurch werden nun die großen Gefahren, welche die Fliegen hervorrufen können, einigermaßen gemindert? Der Mensch allein würde bei der kolossalen Vermehrung dieser Insekten wenig oder gar nichts ausrichten können. Dafür sorgen vielmehr die zahlreichen sonstigen Feinde der Fliegen, vor allem die Vögel und Spinnen. Den mächtigsten Bundesgenossen in seinem Kampfe gegen die Fliegen hat aber der Mensch in einem kleinsten Lebewesen, in einem Schmarwepilz, welcher als Erreger einer epidemischen Krankheit in jedem erbste unter den lästigen Gästen gehörig aufräumt. Man sieht zu dieser Zeit überall Fliegen umherliegen, deren Hintertheil eine eigenthümliche Zeichnung aufweist; er ist angeschwollen und zeigt weiße Ringe. Diese Fliegen sind dem Pilz zum Opfer gefallen. Um die Fliegen von den Wohnungen fern zu halten, giebt es nur wenige wirkliche Bekämpfungsmittel, dahin gehören die Fliegengläser, das Fliegenpapier und andere dergleichen Mittel. Wer glücklicher Besitzer eines Haus- oder Vorgärtchens ist, mag dort Ricinussträucher anpflanzen, welche die Fliegen fliehen. Während des Tages sind die Schlafzimmer im Dunkel zu halten. Sehr zu empfehlen ist es auch, namentlich zu Epidemiezeiten, die Decke und den Boden des Zimmers mit Chlorkalkwasser und die Tapeten mit einer Sublimatlösung abzuwaschen, vor allem aber die Abfallstoffe, welche die Fliegen gerade so sehr anziehen, gehörig zu bedecken und zu entfernen. Ersteres gilt besonders von den Nahrungsmitteln selbst.

Sinnspruch.

Wer ungern seinen Nächsten trinkt,
Der lerne diesen Spruch ermessen:
Je mehr man an sich selber denkt,
Je leichter kann man sich vergessen.



AUS DEM REICHE DES WISSENS

Was die Technik bringt.

Ein praktischer Trockenraucher.

Die im Abguss einer Tabakspfeife sich ansammelnde Flüssigkeit besteht einerseits aus dem vom Munde herkommen- den Speichel, andererseits aus den festen Niederschlägen des Rauches. Bei den bisher bekannt gewordenen Pfeifen mit und ohne Trockeneinrichtung vereinigen sich stets Speichel und fester Niederschlag in einem Raume des Abgusses, während nach einer neuen Einrichtung der Abguss zwei von einander getrennte Abtheilungen besitzt, deren eine den Speichel, und deren andere die Niederschläge aufnimmt. Beide Räume finden in der Bohrung des Pfeifenrohres eine Fortsetzung und erst am oberen Ende des Rohres vereinigen sich beide in ebenso origineller wie praktischer Weise, sodaß eine bequeme Reinigung des Pfeifenrohres und des Abgusses stattfinden kann.

Aus dem persischen Frauenleben.

Stizze von R u f a d M e h e m.

(Nachdruck verboten.)

Ein Amerikaner hat einmal gesagt, daß man den Bildungsgrad eines Volkes am besten an der Art erkenne, wie es seine Frauen behandle. Je mehr Achtung, Vertrauen und Freiheit die Frauen in einem Lande genießen, desto höher müsse auch die Stufe sein, die dasselbe in der Kultur einnehme. Wenn diese Behauptung richtig ist — und bis zu einem gewissen Grade ist sie's sicher — so hat sich die wahre Civilisation des Perservolkes trotz aller Reform-Experimente und Nachäffungen der europäischen Moden in der That wenig gehoben. Das Los der persischen Frauen hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte fast gar nicht geändert. Heute, wie früher, heirathet das Mädchen ohne freie Wahl, in der Regel ohne ihren Vatten vor dem Hochzeitstage gesprochen oder auch nur einmal gesehen zu haben. Der Mann heirathet aus Sparsamkeit in der Regel nur eine Frau, weil er nach morgenländischer Sitte für sie zahlen muß, statt von ihr eine Mitgift zu erhalten. In der Regel wird in den persischen Frauengemächern nicht viel gearbeitet, und die fleißigste Perserin in Teheran hielte in diesem Punkte mit einer deutschen Bürgersfrau, wenn letztere auch nur mit mäßigster Emsigkeit ihrem Hauswesen vorsteht, keinen Vergleich aus. Stiden und Weben sind in der Regel die einzigen Arbeiten, die im „Enderum“, dem Frauengemach, vorgenommen werden; der Tanz, der Puz und das Baden sind die Hauptvergünstigungen der persischen Frauen. Kein Weib lernt Lesen oder Schreiben, oder erhält irgend eine geistige Bildung. Nicht einmal die Religion wird ihnen gelehrt, nicht einmal das Gebet ist ihnen gegönnt. So sind die Perserinnen bei aller körperlichen Schönheit für Männer, denen dieses „starre Bild“ nicht genügt und die vor Allem beim Weibe Gemüth und Unmuth suchen, ziemlich reizlos.

In Europa haben wohl wenige einen Begriff, bis zu welchem Grade geistiger Erniedrigung und Stupidität selbst Gottes schönste Geschöpfe herabsinken können, wenn zur gänzlichen Vernachlässigung der intellektuellen Bildung noch die Verkümmernng der persönlichen Freiheit, durch die vielen Generationen hindurch, dazukommt. So mancher Europäer zöge wohl die häßlichste seiner Landsmänninnen, sofern sie nur einige Bildung und Grazie hätte, den blendendsten Schönheiten des Morgenlandes vor. In allen Punkten wäre Pers

sien noch eher zur Annahme europäischer Reformen und Sitten zu gewinnen, als hinsichtlich der Befreiung des Weibes. Wenn heute ein persischer Gesehgelehrter offen für das Christenthum in die Schranken treten und den Satz predigen würde, daß dem Propheten Jesus vor dem Propheten Muhammed, dem Evangelium vor dem Koran der Vorzug gebühre, wenn selbst alle christlichen Glaubensdogmen von den Muhamedanern adoptiert würden: das Schicksal des Weibes würde doch schwerlich anders werden. „Man kann uns besiegen, uns knechten, uns in Stücke reißen, aber das Weib geben wir nicht frei,“ äußerte einmal ein vornehmer Khurasaner Perser. Das Schicksal der Christinnen in Persien ist von dem ihrer moslemischen Schwestern wenig verschieden, oft noch kläglicher.

Seltam aber ist es, daß nicht nur jene Perser, welche das gebildete Europa in seinen Hauptstädten gesehen, sondern auch ein guter Theil jener hohen persischen Stände, welche das Leben und die Sitten der Europäer nur aus den Salons und Ballen der Gesandtschaften und Konsulate kennen lernten, der Anmuth und Liebllichkeit europäischer Damen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und den Reiz, welchen Geist, Bildung, Grazie, Heiterkeit, gewandte Haltung, geschmackvolle Toilette oder selbst ein leichter Anflug von Koletterie hübschen Frauen verleihen, wohl zu würdigen wissen. „Ach, wenn wir Frauen hätten wie Ihr! Dann wären wir ganz zufrieden. Aber die unsrigen sind so entsetzlich dumm!“ So sagte einmal der junge Prinz Abdullah Mirza, welcher zu wiederholten Malen Europa bereist hatte. „Und warum erzieht Ihr Euere Frauen nicht besser? Warum vergönnt Ihr ihnen nicht ein bißchen Freiheit und Bildung?“ entgegnete man ihm. „O, dann würden unsere Weiber ganz schlecht, leichtfertig und untreu werden, die vertragen die Freiheit nicht wie die Eurigen; Perserinnen sind von anderem Stoff und Blut.“

Jene freilich, welche den Fortschritt der Gesittung als unaufhaltsam betrachten, sind der Ansicht, der Perser werde sich auch in der Frage der Frauen-Emanzipation endlich zu Konzessionen verstehen, werde dem Lichte westlicher Aufklärung und Humanisirung auch das Enderum nicht ganz und für immer verschließen können. Ist es doch ein gutes Zeichen, daß jenes geistig verkümmerte Geschlecht die Männer nicht bloß um ihre Freiheit, sondern manchmal auch wohl um ihre bessere Erziehung und um ihr Wissen beizidet. Wahrhaft rührend klangen die Ausrufe der Frauen des Prinzen und Kriegsministers Naib-es-saltanah, als eine Europäerin sie besuchte: „O wie bist Du so gelehrt! Wie bist Du glücklich, daß Du lesen und Deine Gedanken niederschreiben kannst.“

Die Kleidung der persischen Frauen erscheint dem europäischen Auge nahezu häßlich. Ungeheuer weite Beinkleider, welche inwendig bis gefüttert und ausgeklopft sind, so daß die Gestalt der Beine nicht sichtbar wird, hängen bis über die Ferse herab. Den Leib bedeckt ein baumwollenes oder auch seidenes Hemd, welches vorne offen, oben aber zugeknöpft oder eingehäkelt ist. Das Kleid reicht nicht bis auf die Knie herab und ist ebenfalls vorn offen. Es wird um den Leib durch einen ledernen, mit Tuch oder Seidenzeug überzogenen Gürtel zusammengehalten, welcher auch wohl mit Stickereien geziert und vorne mit einem goldenen oder silbernen, zuweilen auch mit Edelsteinen besetzten Schildchen versehen ist. Beim Ausgehen wird über diese Kleidung ein großer Schleier von Mousseline oder anderem baumwollenen Zeug geworfen. Dies geschieht weder aus Eifersucht der Männer, noch kraft eines muhammedanischen Gesetzes, sondern einzig und allein aus Stolz und Hochmuth, indem sich die Frauen einbilden, ein fremder Mann verdiene nicht das Angeficht eines Weibes zu schauen. Die Haare fallen entweder über den Nacken und Rücken in Zöpfen herab, oder die Vorderhaare werden kurz geschnitten und ins Gesicht gekämmt, die Seitenhaare aber in Locken zusammengerollt. Die Kopfbinden und Bänder sind so mannigfaltig, wie bei den Europäerinnen. Nicht unerwähnt sei es auch, daß die Perserinnen vornehmen Standes außerordentliche Freuden von allerlei Schmuck, besonders von Edelsteinen, sind. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht dahin, dem Manne zu gefallen; da nun eine größere Anzahl Frauen sich diese Ehre streitig machen, so kann man sich wohl denken, was in dem Enderum eines reichen Persers vorfällt. Obgleich man die Enderums eine unbekannte Welt nennen kann, so hat man dennoch Gelegenheit, hin und wieder etwas über seine unglücklichen Bewohnerinnen zu hören. Schon die Bauart des Enderums ist von der Art, daß man von keiner Höhe, auch nur von ferne hineinsehen kann. Die Hauptthüre

wird von Eunuchen bewacht; die übrige Bedienung besteht aus Weibern. Die armen Frauen, die sich untereinander wie den Tod hassen, wohnen so nahe an einander, daß die Eine nicht ein Wort sprechen kann, ohne daß die Andere es hört; sie können also auch nicht einmal vertraulich mit einander plaudern, so gerne sie vielleicht auch einander ihren Kummer ausschütten möchten, denn die Nachbarinnen geben beständig Acht und hinterbringen, was sie hören, dem Manne. Singt die Eine, um sich die Langeweile zu vertreiben, so lachen die Anderen sie aus, und sie macht es ebenso. Diejenige, welche einen Sohn zur Welt bringt, bekommt den Ehrennamen „Khanum“ oder Frau, bildet sich nicht wenig darauf ein und will eine Rolle unter den Uebrigen spielen; aber die Anderen wehren sich und bekommen beim Manne Recht; sind sie doch gewöhnlich noch jünger und hübscher. Durch Religion und Brauch ist der Mann nicht nur verpflichtet, seine Frauen aufs Beste zu unterhalten und zu kleiden, sondern ihnen auch ein ansehnliches Taschengeld zu geben; es giebt nun Frauen, die dieses Taschengeld sammeln, sich manchen kleinen Luxus versagen und dann das Gesammelte heimlich durch den Eunuchen ihrem Manne überschicken. Eine solche Frau ist dann seiner besonderen Gunst sicher. So verkauft sich der Mann an seine eigenen Frauen. Zu allem Unglück bleiben die Kinder acht, auch je n Jahre bei ihrer Mutter. Was sehen sie, was hören sie da? An seine Eltern kann das Kind durch nichts gefesselt sein. In den vornehmeren persischen Familien bemerkt man überall den früh keimenden Bruderkwitz, Reid und Haß. Die Kinderblide sind schon vom zarten Alter an auf die väterliche Hinterlassenschaft gerichtet; ihren künftigen Erbtheil möglichst groß zu machen, dahin geht schon frühzeitig ihr Dichten und Trachten, und daher ihr gegenseitiges Buhlen um die väterliche Gunst. Die Kinder werden je nach dem Reize und Einflusse ihrer Mutter sehr ungleich behandelt. Der Vater, welcher den einen Sohn in prächtige Stoffe kleidet und mit lederen Wissen füttert, läßt seinen anderen Sohn, den ihm eine weniger geliebte Frau geboren, darben. Aus so ungleicher Vertheilung der väterlichen Gunst erklärt sich leicht der frühe Bruderkhass.



Warum gehen Damenuhren falsch?

Es ist bekannt, daß Damenuhren leicht außer Gang gerathen. Jeder Uhrmacher wird das wissen, ohne daß er die Unregelmäßigkeiten den zierlichen Uhrwerken selbst zur Last legen würde. Im Gegentheil erweisen sich Damenuhren, sobald Herren sie tragen, oft genug als zuverlässigste Zeitmesser. So passirte es einem Uhrmacher, daß eine Dame immer aufs Neue ihre Uhr zur Reparatur zu ihm brachte und jedesmal ein Vamento über ihr unregelmäßiges Gehen anstimmte. Ohne eine weitere Reparatur vorzunehmen, versuchte der Uhrmacher, die Uhr dadurch auf die Probe zu stellen, daß er sie selber trug. Sie ging vorzüglich. Kaum jedoch war sie ihrer Eigenthümerin zurückgegeben, als die Klagen von Neuem begannen. Der Uhrmacher sagte, das schlechte Gehen der Damenuhren liege daran, daß Frauen ihre Uhren nicht so sorgfältig behandeln, wie Männer es thun. Diese ziehen ihre Uhren regelmäßig auf, Frauen fast nur gelegentlich. Die Männer tragen ihre Uhren beständig und regeln ihre Alltagsthätigkeit nach dem Gange derselben, dagegen die Frauen sich ihrer nur zu Zeiten bedienen und nach dem regelmäßigen Gange ihrer Zeitmesser wenig zu fragen haben. „Und schließlich,“ meinte der Uhrmacher, „muß man einmal zusehen, wie und wo eine Frau ihre Uhr trägt. Befindet sich dieselbe am Armband — eine sinnige Einrichtung, der man häufig begegnet — so ist es klar, welchen unvorhergesehenen Stößen sie ausgesetzt ist. Trägt die Frau ihre Uhr wo anders, sei es auch in einem eigens dazu konstruirten Uhrtäschchen, so hat sie erstens eine Menge Schwierigkeiten, sie hinein — und abermals eine Menge Schwierigkeiten, sie herauszubekommen. Unter diesen Umständen dürfte sich keine Dame wundern, daß ihre Uhr ihren Dienst nicht pünktlich verrichtet, sondern zahlreichen Störungen ausgesetzt ist.“





Nr. 36.

Donnerstag, den 11. September 1902.

17. Jahrgang.

Wechsel.

Deinet und Botha und Delarey,
Die tapferen Burenhelden,
Sie kamen nach England wohl über die See, —
So weiß es die Zeitung zu melden.

Und die sich erprobt in mancher Schlacht,
Hier kamen sie arg ins Gedränge!
Von hoher Begeisterung erweckt und entfacht,
Umstürmt sie der Jubel Menge.

Verlangend möcht' man sie hier wie da
In kräftigen Armen erdrücken,
Doch Wunder! Was Haß in Südafrika,
In England wird's zum Entzücken!

Doch nein! War der Wechsel auch noch so jäh,
Der Wechsel vom Haß zum Lieben:
De Wet und Botha und Delarey,
Sie sind dieselben geblieben!

Gewandelt alleine hat sich gar sehr
Der große, der englische Haufen:
Sonst liefen sie immer vor ihnen her,
Jetzt kommen sie nachgelaufen!

Nachdruck verboten.

Die lustige Manöverzeit!

Humoreske von Justus Berg.

Es ist nicht mehr die jungfräuliche Erde. Das Grün will verbleichen, das üppige Sommerwogen der Saaten ist dahin und die blühende Herbstsonne streift struppige Stoppelsfelder. In das Fliegelklapper der Dorfscheunen mischt sich das bunte Leben und der laute Frohsinn durchziehender Soldaten, Säbelgerassel und Nähergeknarre.

Fast alle Tage halten vor den Fenstern der Wirthschaften an den Hauptstraßen bursche Husarenpatrouillen, und die Mädel müssen um die Zeit just immer Wasser holen.

Manöverzeit! Herrliche Tage!

Hinter dem Dorf formiren sich die Bataillone. Die Kavallerie biegt rechts ab, die Artillerie an beiden Seiten nach den Hügelhängen hin. Wie die Sonne auf den blanken Helmen und Gewehrläufen funkelt! Drei Mannen sprengen auf der Straße davon, daß die Steine und zerstampften Falläpfel zur Seite fliegen; dann folgt Infanterie in kleineren und größeren Abtheil-

ungen, und durch die Büsche streifen schon ganz seitwärts die flinken Jäger. — Unterdessen stehen die Offiziere des Haupttrupps unter der Baumgruppe vor dem Dorf, und die Soldaten plaudern, Gewehr bei Fuß, fröhlich von dem vergangenen Tag, von den Quartieren und den Mädeln.

„Sie haufen auf Hof Hasten?“ fragte der Oberst lächelnd seinen jungen Hauptmann. „Gutes Quartier wohl? Was? Netzte Mädel? Was?“

„Junge Wittwe, Herr Oberst“, fiel der von der ersten Kompagnie ein. „Hat unverschämtes Glück.“

„Natürlich, natürlich; immer der Jüngste!“

Der Oberst lachte und patzte sein Pferd auf den glänzenden Hals.

„Frau von Hasten muß ja dem Herrn Oberst bekannt sein? Die kleine Blonde, vor zwei Jahren allen Kameraden Kopf verdreht.“

„Oho, verderben, mir nicht!“

„Danke, per Ansichtskarte!“

„So 'ne Verschaukelung!“

„Na, na, meine Herrn!“

Der Herr Regimentschef machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte, daß er das denn doch besser wisse. „Die Frieda von Hilten also? Und schon wieder Wittve, junge Wittve natürlich? Wähten wir uns doch alle wieder mal ansehen. Wie ist's, Herr Kompagnieführer? Stören doch nicht?“

„Glaube gar! — Also dann heute Abend, meine Herren Kameraden. Wissen doch, wo Hof Hasten liegt?“

Ein Adjutant jagte heran ... kurze Befehle ... Die Offiziere gingen auseinander.

„Stillgestanden! — Das Gewehr über! — Ohne Tritt! — Vorwärts marsch!“

Und die Kolonnen setzen sich nun in Bewegung; erst langsam, dann immer behender. Andere drängen durch das Dorf nach ... Die Stoppeln rauschen unter den schweren Tritten der Soldaten, die Thautropfen springen blitzend ab und haften an den Stiefeln ... Alle Mannschaften, etwas nach vorn gebeugt, bringen die Kompagnien vor. Fern sprengen einzelne Reiter über das Feld und die Artillerie streicht vorsichtig an dem Rande der Höhen hin.

Ein Schuß! — — Mehrere! —

Rechts fährt die Batterie auf. Wie ein Teufelspud geht's. Und jetzt feuert sie schon ...

„Donnerwetter“, murmelt der junge Hauptmann und streicht sich den Bart.

Leben und Erregung treibt die Massen vorwärts. Der lustige Abend von gestern ist mit einem Male aus dem Sinn, Kuß und Lied sind vergessen.

Der Hauptmann läßt die Kompanie schwärmen. Wie pocht ihm das Herz! Die Brust bebt sich, er scheint an Größe zu gewinnen und sein Auge blickt noch einmal so lähn.

Höher und höher steigt die Sonne und lächelt ob des bunten Gewühls auf den staubigen Fluren, die, lebensmüde, sich willig zerstampfen lassen.

Dumpler Kanonendonner . . . Kleingewehrfeuer . .

Die Kompanie steht mitten drin — — Nun schießt sie sich noch etwas weiter vor, um freieres Schussfeld zu haben.

Aber in diesem Moment wogt es heran.

Die feindlichen Husaren attackiren.

Auf die feindliche Kavallerie, Standvisier — —

Weiter kommt er nicht.

Auf scheu gewordenem Schimmel fliegt eine Dame vor den Husaren her, gerade auf ihn los . . . Kein Schuß darf fallen . . . Dem Hauptmann schwinnt es vor den Augen . . . Da setzt der Gaul über seine Schützenlinie. Er reißt ihn zusammen und in seinen Armen liegt schwerathmend die junge Wittve.

„Gratuliere! Gratuliere!“ ruft ihm der Husarenoberst im Absinken noch zu und ließ willig das Schnellfeuer über sich ergehen.

Während Hauptmann von Solz sich mit der nur langsam sich erholenden Frau beschäftigte, kam der Regimentsadjutant.

„Ob Sie schliefen, mein Herr?“

Man war ja im Dienst. Das hatte der junge Offizier ja ganz vergessen. Erröthend wandte er sich seiner Schützenlinie zu.

„Entschuldigung!“ rief nun der Andere, als er Frieda von Hasten erkannte. „Aber Herrendienst geht vor Frauendienst.“ Dann richtete er sich grüßend im Sattel auf, lachte böshaft und gab seinem Pferde die Sporen.

Raum war er fort, als der Major kam.

„Ja, mein Herr, was ist denn das für eine verfluchte Schweinerei? — Halten mir die Husaren nicht vom Hals und bleiben hier liegen wie 'ne Sommergesellschaft. Da soll doch gleich ein Dreieckselstürken — — — Frau Frieda von Hasten? Ah, ganz übersehen, Entschuldigung, natürlich Verehrteste — — —“ Und dann murmelte er in den Bart: „Ach 'en schönes Angriffsobjekt, könnten's aber allein, Herr Hauptmann und dann außer Dienst. — Für 'ne Kompanie — —“

Den Schluß verstand man nicht mehr gut; aber der Flügelmann oben lachte wie ein Circusklown.

Im Nachbarort läutete die Mittagsglocke.

Der Feind verteidigte die Straßenübergänge mit einer ausdauernden Hartnäckigkeit. Die Entscheidung sollten die Jäger durch eine weitgreifende Umgehung bringen . . .

Die Kompanie ging noch einige Schritte vor und lag dann thallos im Haidegestrüpp.

Herr von Solz wollte sich gerade nach seiner reizenden Wirthin umsehen, als er den Oberst über die Anhöhe kommen sah. Der Regimentschef ritt grüßend auf Frieda von Hasten zu, wechselte scheinbar einige freundliche Wort mit ihr und kam dann herangefauscht.

„Solz!“

„Zu Befehl!“

„Wollen Sie zum Donnerwetter die Güte haben und bis dort unter die Baumstücke vorgehen? Haben Sie denn 'ne Ahnung, wo die feindliche Schützenlinie liegt?“

„Zu Befehl, dort vorn.“

Der junge Hauptmann wies mit dem Degen in die Richtung. „Ja nu natürlich, da vorn. Nehmen Sie sich aber auch vor der Position im Rücken in Acht!“

Nun ging es prasselnd durch die Kartoffeln bis zu der mächtigen Baumpflanzung. Erst als die Kompanie am jenseitigen Rande derselben hielt, hatte sie die ausgebreiteten Linien des Feindes vor den Gewehren.

Da lag nun der Hauptmann im Sonnenglanz hinter seinen lachenden Kerls . . . Das konnte noch eine Stunde dauern. Er dachte an Frieda, wie er sie vorhin in den Armen hielt, wie sie ihn angeblickt, ihm die Hand gedrückt hatte . . . Er wandte sich um nach ihr. Donnerwetter, da unterhielt sich ja der Oberst immer noch mit ihr . . . Hoffentlich wird der nachher auch etwas auf den Gut bekommen . . . Hatte der schwerenöthige Junggeselle ihn am Ende deshalb vorgehen lassen? — Es beschlich ihn wie geheime Eifersucht.

Da blies es: das Ganze halten.

Jetzt werden die Jäger wohl herum sein? Gott sei Dank! Der Herr Oberst verschwindet am Horizont . . . Eine Viertelstunde — noch eine Viertelstunde —

Da! — Es war nur eine Pause! — Das Gefecht nimmt seinen Fortgang.

„Warum nur?“ fragte der Oberleutnant seinen Hauptmann.

„Et nun natürlich darum!“

Aber alle Tapferkeit verbraucht einmal und so gibt es endlich doch ein Ende. Und die Kritik geht auch vorüber, und auf allen Wegen ziehen die Truppen ab.

Die Kompanie des jungen Hauptmanns erreichte unter dem Jubel der Dorfjugend ihr Quartier. Nochmals stehen die Reihen geordnet, die Korporalschaften treten zusammen und dann geht's los, der lauen Suppe und den heißen Mündchen entgegen. Alle Anstrengungen sind für den Augenblick vergessen.

Vor dem Gutshause des seitwärts vom Dorfe gelegenen Gasten schwingt sich der flotte Solz von seinem Pferde. Die Attaque von heute Morgen wird . . . Diese Absicht kann nun am Ende doch nicht der liebreizenden Frieda unterstehen; aber sie kommt ihrem Offizier entgegen und empfängt ihn mit holdem Lächeln.

„Und Frau Mama?“

Er that etwas erstaunt, daß sie ihm allein ihre Aufwartung machte. Das war aber nur so.

„Ist zum Feind übergegangen“, erklärte sie mit einem Engelslachen. „Generalleutnant von Treßlig, ein alter Bekannter, bei Landraths im Quartier, Landraths heute große Gesellschaft“ —

„Aber meine Gnädige und Sie?“

„Ich wollte nicht.“

Und ein zartes Roth übersog ihre Wangen.

„Ich will nicht hoffen, daß der böse Krieg Ihre Häuslichkeit zerstört?“

„O, o! — Ich muß doch über dem Rufe meines Hauses wachen. Sie sollen nicht sagen, daß auf Gasten — —“

„Was denken, Gnädige?“

Mit einer ritterlichen Verbeugung gegen die hübsche Wirthin wandte er sich dann seinem Zimmer zu. Frieda stand noch eine Weile da und hörte wie er den Säbel klirrend in die Ecke stellte, wie er sich ein Glas Wasser eingoß. . .

Der Bursche kam.

Sie ging nun über die große, alterthümliche Diele nach der Küche.

Nach dem stillen Mahle wanderte sie über eine Stunde mit ihm in dem Garten auf und ab. Sie sprachen von ihren Familien, Bekannten, den Lebensläufen dieser und jener, von Literatur und Kunst . . . Das hatte sie nicht hinter ihm und er nicht hinter ihr gesucht. Sie erschien ihm immer schöner, immer begehrenswerther. — Wie sie ihn mit ihren großen tiefen Augen ansah! — Sie waren wieder auf dem Hauptweg, von dem man den ganzen Gutshof überblicken konnte.

Stand nicht dort der Porizky, der Bursche, der Teufelskerl und küßte die Köchin auf den rothen Mund? Nicht einmal, nein, zum Wetter — — Jetzt sehen sie auf, und das Mädchen thut, als suche es etwas.

Herr von Solz ist ganz verlegen ob des tapferen Angriffes seines Burschen. Sie aber sah und merkte nichts und ordnete scheinbar gleichgültig die Blumen in ihrer Hand. So kamen sie wieder zum Gutshause.

Er hatte noch Dienst. Appell muß einmal sein; sonst wäre es in den Quartieren ja gar zu idyllisch. Er würde jetzt durch die Gewehrläufe nach den Sternen sehen und die Schuhnägel zählen, erklärte er neckisch und eilte dann davon.

Gegen Abend kam er mit seinem „Ober“ zurück.

„Donnerwetter, was für 'en Strauß!“

Und der Kamerad steckte schon die Nase hinein. Es waren Friedas Blumen Am liebsten wäre der Hauptmann jetzt zu ihr geeilt. . . Aber da sah ja der Oberleutnant und kramte in seinen Cigarren herum.

„Mexiko — puh; Brasil — gemein; nichts echtes, Hauptmännchen? — Was gibts denn heute Abend?“

Der Kompaniechef ließ sich auf einen Stuhl nieder — das war zuviel für ihn. Der Herr Oberst und alle, alle würden jetzt bald kommen, und er hatte noch für nichts gesorgt. Versunken und Vergessen . . .

„Porizky! — Porizky!“

Und alles schweigt wie zuvor.

„Porizky! — Kerl! — Porizky!“

„Herr von Solz?“

Und die junge Besitzerin kam leise über den Gang.

„Er ist mit den Mädchen in's Feld“, erklärte sie schelmisch.

„Selbstverständlich“, murmelte er.

„Selbstverständlich“, pflichtete sie ihm bei.

„Aber da siße ich schön in der Patsche!“

Noth bricht bekanntlich Eisen und alles Mögliche sonst noch, und der Herr Hauptmann mußte der Noth gehorchen und sein Herz ausschütten. Zum Glück war dies nicht vergeblich und als am Abend die Kameraden im Herrenzimmer der Gutsfrau von Hasten saßen, ging es hoch her. Man war gegenseitig so ritterlich und lebenswürdig, als ob gar keine Kritik heute gewesen wäre. Frieda von Hasten, einigen Herren eine alte Bekannte, verstand es vor-

trefflich, die Gesellschaft bei froher Laune zu erhalten. Erst als sich der Kriegermuth lebhafter entwickelte, zog sie sich zurück.

„Denkst Euch, der Kerl, der Porizky, kauft sämtliche Mädels hier ab und wenn ich ihn nöthig habe, ist er nicht da. Hatte mich schon in Verlegenheit gebracht“, bemerkte da der Hauptmann von Solz.

„Und denkst Euch, der Kerl, der Solz, schleift mich herüber auf Gasten und läßt mich mit seinen mäthigen Tobaken allein und schleift sich so —“

„Na, na!“

„Und im Keller waren sie und untersuchten das Weinlager; ich glaube, ich glaube. —“

Solz sprang zornig auf.

„Auf meine Wirthin, auf die Gnädige — — Davon verbiete ich hier zu sprechen.“

„Oho, mach keine Rieten!“

„En tolles Stückchen war sie immer!“

„Jetzt ist aber aus! — Sie — sie ist meine Braut!“

„Gratuliere, gratuliere!“

Die Gläser klangen, die Flaschen klirrten . . .

„Porizky! — Porizky!“

Frieda erschien. . . Alles stürmt ihr entgegen . . . Nur der junge Hauptmann lehnt bleich an der Wand.

Ihr helles Lachen bringt zu ihm.

„Ja, dann komm doch, Schatz!“ ruft sie nun und häkelt sich in seinen Arm. „Den Sekt holen wir selbst, nicht? — Der Porizky sitzt bei der Grete in der Waschküche!“

O lustige Manöverzeit!

So 'was kommt bei uns nicht vor!

In dem fernen Reich der Mitte
Ist gar vieles eig'ner Art,
Und verschied'nes ist dort Sitte,
Was uns Unrecht scheint und hart.
Wollt' ein Mandarin dort neulich
Eines Kuli's Tochter frei'n;
Dieses fand man ganz abscheulich;
Laut ging los das Toben, Schrei'n,
Bis der Mann sein Amt verlor. —
So 'was kommt bei uns nicht vor!

Streng herrscht dort die Etiquette,
Und es darf der Untertban
Sich dem Throne nur, ich wette,
Kriechend auf dem Bauche nah'n.
Geltung haben nur die Köpfe,
Die ein Kopf, ein langer, zielt;
Ja, mit Köpfen und durch Köpfe
Wird das ganze Land regiert;
Nur der Kopf macht dort Furor!
So 'was kommt bei uns nicht vor!

In dem Reich, dem ungeheuern,
Ist sehr oft der Dalles groß;
Dann sucht man durch neue Steuern
Zu erlangen etwas Moos.
Ob den Kuli sie erdrücken,
Schert die Mandarinen nicht,
Die nach Peking müssen schicken
Gold'ne Rollen von Gewicht;
Leer ist dort der Staats-Treffer! —
So 'was kommt bei uns nicht vor!

Auch die Kunst ist dort in Formen
Schon seit Jahren festgebannt;
Es darf nach bestimmten Normen
Schaffen nur des Künstlers Hand.
Jedes Neure, das verpönt man
Als banal und regellos,
Und den Künstler, den verhöhnt man.
Ja, man ist sehr rigoros.
Nur das Alte steht im Flor!
So 'was kommt bei uns nicht vor!

In dem Lande der Chinesen
Fröhnt dem Jen man kolossal;
Oft i's schon der Fall gewesen,
Daß sich ruiniert total
Leute aus den höchsten Ständen.
Wenn verspielt dann Gab' und Gut,
Wenn verschüttet mit den Händen
Schnell des Goldes rothe Fluth,
Heißt's „Ba banque! Ba tout!“ Horror!
So 'was kommt bei uns nicht vor!

(Samb. Fr.-Bl.)

Benzin.

(Ein Stimmungsbild aus der Sportwelt.)

v. Benzelmwig, der Junker, hochseudal
Verkauft sein edles Vollblutroß von Stahl,
Wenn schon Plebejer auf das Fahrrad steigen,
Kann sich wahrhaft seiner Mann drauf zeigen.

Rein, das „Dighlife“ fühlt heut' secessionistisch —
Man sucht durchs Dasein automobilistisch —
Nur manchmal (heut' zum Beispiel) gibts 'n Knall,
Karambolirt — kaput — fataler Fall! —

v. Benzelmwig, der Junker, ultrachic,
Fährt — äh — na ja, mit Strassenbahn zurück.
Iwar präklich, sich so unter Plebs zu mischen,
Doch auch — gottlob! — mitunter Bildung zwischen.

Dort drüben sitzt Baron v. Kronentrutt
„Ah, Servus!“ — Morjen, heute jar kein Mitt?“
„Nee liebster Benzelmwig, Automobil gelenkt
Dehwegen etwas stark mit „Geist“ durchtränkt.“

„Was, alle Wetter? Also auch vom Sport?
Sublimier Duft! Das merkt man doch sofort.
Aroma höchst erfrischend und belebend,
Für nobeln Weltmann einzig ausschlaggebend!“ —

Ein armer Schreiber sitzt vis-à-vis,
Der seinen Rock gesäubert hat mit Müh'.
So fadensteinig, abgetragen, leider!
„Das lohnt nicht mehr zu waschen!“ sagte der Schneider.

Da hat der arme Teufel sich bei Nacht
Mit Eifer selber drüber her gemacht. —
Soll ihm beim Rechtsanwalt ein Posten lachen,
Da muß er doch 'nen guten Eindruck machen.

Und wie der Schreiber dann zuletzt verschwindet,
Ruft Benzelmwig, der sich vor Ekel windet:
„Pfui Deiwel! Diese Lust! Ich bin ganz hin!
Der Kerl noch ja entseflich nach — Benzin!“

Dressd. N. N.“

O Grüneberg!

(Aus Schlesien meldet man, daß die Weinbauer, besonders in der Grüneberger Gegend, gute Ernte-Erfichten haben, da die Stöcke reichen Behang zeigen.)

In Grüneberg, da soll'n gedeih'n
Die Trauben an den Reben;
Trotzdem so lang der Sonnenschein,
Wird's reiche Ernte geben.
Ist sie am Rhein auch für die Raß'
Uns baut jetzt Grüneberg Erjaß!

Und schmeckt auch nach Johannisberg
Der Wein Euch, nicht aus Schlesien;
Zieht er den Magen Euch verzwerch,
Rümpft d'rüber nicht die Näschen,
Es ziemt uns in der heutigen Zeit
Beim Weine selbst Bescheidenheit!

Was an Bouquet dem Wein gebricht,
Ersetzt er reich durch Säure;
Man spart durch ihn, vergeht das nicht,
Das Pazativ, das theure,
Und dann, das ist die Hauptsach noch,
Zieht er im Strumpf zu jedes Loch!

Es hüpfst mein Herz vor Dankbarkeit
Dir, Grüneberg, entgegen;
Ein volles Glas sei Dir geweiht,
Ob Deines Weinbau's Segen;
Noch hör' mein Fleh'n: Laß Deinen Wein
Nicht saurer als — Essig sein.

Berechtigtes Selbstgefühl.

Beliebt bin ich in deutschen Landen
Und hochgeachtet lange schon,
Doch so hab' ich noch nie gestanden
Im Mittelpunkt der Diskussion.

Paraden, fremde Potentaten,
Sie interessieren jeden sehr,
Doch spricht man jetzt von meinem Braten,
Von Wurst und Eisbein noch viel mehr.

In fettem Druck steht stets mich glänzen,
Wer in die Zeitung blickt hinein;
Drum darf ich stolz mein Haupt bekränzen,
Um mich dreht alles sich.

D a s S c h w e i n.

Der moderne Jüngling.

Ein kleiner Schlips — wie ordinär,
Der ist was für Philister,
Der Scarf von dunkler Couleur
Ganz anders kleidsam ist er;

Ein Scarf reicht oben bis zum Kinn
Und unten bis zum Magen,
Man kann dazu das Oberhemd
Getrost vier Wochen tragen.

(Lust. Bl.)



Buchhändler-Kalauer.

Erster Buchhändler: Sie haben sich inzwischen verheiratet,
seit wir uns vor einem Jahre sahen? Wo haben Sie Ihre Frau
denn kennen gelernt?

Zweiter Buchhändler: Nun, beim Cantate-Fest auf der Leip-
ziger Messe!

Erster Buchhändler: So so! Also gewissermaßen eine —
Mess-Alliance!

In der Zelle.

Staatsanwalt: Bereiten Sie sich vor morgen früh sollen
Sie hingerichtet werden.

Deliquent: Gleich nachs Frühstück?

Staatsanwalt: Nein, schon um 6 Uhr.

Deliquent: Wat? us'n nüchtern Magen? Det is mein Doh!

Ueberschuß.

(Beim Antiquar).

Dichter: Ist „Die menschliche Tragikomödie“ von Johannes
Scherr vorrätig?

Buchhändler: Nein, aber den „Größenwahn“ können Sie
bekommen.

Dichter: Den habe ich schon.

Gemüthlich.

Gast: Ich weiß nicht, die Suppe schmeckt heute nach Seife!

Wirthin: Ach, da hat Ihnen die Köchin wahrscheinlich gar
nicht aus dem Suppentopf gegeben sondern aus dem Wäschebüssel,
der nebenan steht ... sehen Sie mal nach, ob kein Strumpf
drin ist!

Böse Beispiele verderben.

Rentner: „Nanu, Herr Oberförster, Sie sind ja recht schlecht
bei Laune, darf man fragen warum?“

Oberförster: „Na, denken Sie nur, da ist jetzt mein Bruder,
der Professor, vier Wochen bei mir zu Besuch gewesen und den
ganzen Tag mit meinem Dackel herumgezogen. Wie sich jetzt her-
ausstellt, ist der Hund zu nichts mehr zu gebrauchen, denn seit
dieser Zeit ist das Vieh gerade so zerstreut wie mein Bruder!“

Auf dem Heimwege.

Stubiosus Spund: Du Schlauch, was wohl die Mondbewohner
so in der Nacht machen mögen.

Schlauch: Die existiren gar nicht. Auf dem Mond gibts ja kein
Wasser.

Spund: Na, vielleicht Bier?

Gerade recht.

Häuptling (zum gefangenen Weißen): „Was sind Sie denn
für ein Landsmann?“

— „Ungar!“

Häuptling: „So? Da wird's Ihnen wohl g'rad recht sein,
wenn wir Gulasch aus Ihnen machen?!“

Familien-Tradition.

Erster Offizier: „Nu, Herr Kamerad, bei Ihrem Herrn Bru-
der sind Zwillinge eingetroffen?“

Zweiter Offizier: „Allerdings! Bei uns üblich, Bruder selbst
Zwilling!“

Erster Offizier: „So, so! Junge und Mädel, nicht wahr?“

Zweiter Offizier: „Nein, bitte sehr, Mädel und Junge! In
unserer Familie haben Damen stets den Vortritt!“

Begier-Bild.



Wo ist der dritte Raucher?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur M o r i z S c h a e f e r, Wiesbaden.

An unsere Leser

richten wir ebenso höflich als dringend die Bitte, uns von
jeder Unregelmäßigkeit in der Zustellung des Blattes
sofort Nachricht zu geben, da wir nur dann im Stande
sind, Abhilfe zu schaffen.

Expedition des „Wiesbadener General-Anzeiger“

Winter's Oefen „Patent-Germanen“



für dauernden und geldloosen Brand sind vor-
züglichste Oefen für alle Zwecke. Größen von
60—2500 cbm Heizkraft.

Seit 7 Jahren über 150 000 Stück
verkauft.

Neu und empfehlenswerth!

Winter's Oefen „Patent-Germanen“
mit neuer patentirter eingriffiger
Germania-Regulirung und mit ge-
schmackvollen Majolika-Fliesen-
Mänteln.

Hervorragender Ersatz für Oefen nach ameri-
kanischem System und für Kachelöfen sind
Majolika-Fliesenöfen „Germanen“ für
dauernden und zeitweisen Brand.

Oscar Winter, Hannover,

gegr. 1796.

Zu beziehen durch alle deutschen
Ofenhandlungen.